



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Volkskultur und Persönlichkeitskultur

Natorp, Paul

Leipzig, 1911

Die Erziehung der schulentwachsenen Jugend

urn:nbn:de:hbz:466:1-35834

Die Erziehung der schul-
entwachsenen Jugend



on der Erziehung der schulentwachsenen Jugend, welche heute den Gegenstand unserer Erwägungen bilden soll, findet sich bei Pestalozzi direkt nur wenig. Die ganze Frage bestand im heutigen Sinne noch kaum; sozusagen alle Verhältnisse lagen anders. Und überhaupt sind bei Pestalozzi die Stufen der Erziehung wenig scharf unterschieden. Daher sind wir hier auf mehr indirekte Schlüsse angewiesen: wie wäre wohl in Pestalozzi's Sinn und Geist diese Aufgabe anzufassen?

Gewiß würde er an ihr nicht vorübergehen; denn das Elend unserer Volkserziehung ist kaum irgendwo so himmelschreiend offenbar und so erschütternd tief. Auch sind die besonderen Nöte des Jugendalters ja immer dagewesen; sie sind auch Pestalozzi wohlbekannt und haben sein Nachdenken sehr ernstlich beschäftigt. Tiefe Blicke ins Volksleben hat er auch da getan; mit der großen Unbefangenheit, mit der er den Quellen jeder menschlichen Verirrung nachgeht bis auf den Punkt zurück, wo der Mensch noch auf rechtem Wege war und eine kaum merkliche Abbiegung ihn dann weiter und weiter davon abbrachte, forscht er nach den Ursachen der Dieberei und Betrügerei, des Trunks, der Unordnungen und Entartungen des Geschlechtslebens und jeder Art Genußtriebs, und sinnt auf Abhilfe nicht bloß durch Gegenwirkung und Zurückdrängung, sondern darauf, den Menschen von Anfang an auf den rechten Weg zu stellen und sicher auf ihm zu erhalten. Denn „nicht wenn du in einem Morast wühlst, sondern wenn du seine Wasser tiefer legst und ihnen einen sicheren Ablauf gibst, trocknest du einen Sumpf auf.“

Worin aber besteht dieses Zieferlegen? Es kann leicht sehr einseitig erscheinen, auf welchem Wege Pestalozzi die Abhilfe sucht. In allem und jedem kommt er auf das Eine zurück: die Ordnung des Arbeits- und Wirtschaftslebens des Volkes.

Daß gegen die Unordnungen in Hinsicht des Eigentums und des Gebrauchs, den man von ihm macht, dies die rechte Hilfe ist, wird man am ehesten, vielleicht ohne Einschränkung zugeben. Grob gesagt: man muß machen, daß das Stehlen und Betrügen ein schlechtes Geschäft wird, so wird es schon von selbst aufhören. Es wird ein schlechtes Geschäft sein, wenn durch eine bis in jede Haushaltung sich erstreckende verständige Ordnung des Einkommens und des Verbrauchs erreicht wird, daß niemand am Notwendigen Mangel zu leiden oder durch unvorhergesehene Bedrängnisse gänzlich in Ver-

wirrung zu kommen braucht; wenn auch der Geringste sein hinreichend gesichertes Auskommen finden kann; wenn er vor Augen sieht und täglich erfährt, daß man mit Ordnung und Arbeit weiter kommt, als mit dem Gegenteil. Freilich ist das ungleich leichter zu erreichen, wo die Art des Erwerbes und die ganzen Lebensgewohnheiten ziemlich gleich, die Unterschiede des Besitzes nicht übergroß sind; in einem Dorf, zumal durch einfache Anordnung des Dorfherrn, ist das gewiß eher zu bewirken, als in einer modernen Großstadt, wo Reiche und Arme, in oft ungeheuerlichen Abständen, durcheinandergewürfelt sind und wo fast keiner um den andern sich kümmert, sich überhaupt kümmern kann. Dennoch ist klar, daß unsere ganze soziale Gesetzgebung für die Klasse der Industriearbeiter eine Absicht verfolgt, die jener Pestalozzis durchaus verwandt ist. Aber da stehen wir freilich vor einer Riesenaufgabe, deren Bewältigung noch mancher Generation zu tun geben wird. Das sollte man endlich begriffen haben, daß mit bloßen gesetzgeberischen und Verwaltungsmaßnahmen auch bei sehr großen Geldeaufwendungen ein entscheidender Erfolg nicht zu erreichen ist. Unser ganzes Wirtschaftsleben ist einmal auf Freiheit und Selbstverantwortung gegründet; also kann auch die entscheidende Hilfe zu einer allgemeinen Hebung der Wirtschaftlichkeit in den arbeitenden Klassen nur auf dem gleichen Wege angestrebt werden.

Sie sehen schon, daß ich immer auf denselben Kehrreim zurückkomme: Selbstkontrolle, freie Vereinigungen derer, die durch gleiche soziale Stellung, gleiche Lebensbedürfnisse und gleiche Erwerbsmöglichkeiten auf Solidarität hingewiesen sind. Und Sie sehen auch wohl, wie gerade für die Jugendlichen damit ein Schutz geschaffen würde, der in jeder Beziehung stärker, sicherer, allgemeiner und gleichmäßiger wirken müßte als jeder andere. Denken wir uns unsere Familienverbände neben der Erziehung der kleinen Kinder auch mit Überwachung der Erziehung außer der Schule im Schulalter betraut, denken wir uns zugleich die Schule nach denselben Grundsätzen, nach dem Grundsatz des Schulstaats eingerichtet, der wiederum geradezu eine Vorschule zum Leben in den gedachten solidarischen, zunächst wirtschaftlichen Verbänden der Erwachsenen darstellen würde, so ergäbe sich für die Jugendlichen ein vollkommen stetiger Übergang in diese; sie würden, sobald sie der Schule entwachsen sind, zugleich mit dem Eintritt in die berufliche Vorbildung

oder in das freie Erwerbsleben auch in jene Verbände eintreten, für den Anfang vielleicht noch unter einer gewissen Leitung und Aufsicht der Erwachsenen in diesen mitarbeiten; aber sie würden durch die bisherige Vorübung schon so viel Geschick und Zuverlässigkeit erlangt haben, daß sie nicht lange sich als untergeordnete und nach unten gedrückte Mitglieder, sondern sehr bald als völlig gleichstehende fühlen dürften. Sie kämen nicht in Gefahr, über die Stränge zu schlagen, weil gar keine Stränge da wären, da zu sein brauchten.

Aber sie werden nicht wollen, wird man uns einwenden; der unbändige Freiheitsdrang, Unbedacht und Leichtsinns, alles zu wagen und aufs Spiel zu setzen, der Eigensinn, seinen Weg zu gehen und in nichts von der älteren Generation sich gängeln zu lassen, wird dem widerstreben. Je fester und enger der Verband sie zu umschließen versucht, um so heftiger würden sie sich solchem Zwang widersetzen und sich ihm zu entziehen streben, selbst wenn sie vor Augen sähen, daß es ihr Verderben ist.

Vielleicht wird das bei einzelnen immer, in jeder sozialen Verfassung der Fall sein. Aber wir nehmen doch an, es sei der Geist der Solidarität schon durch die ganze Jugendbildung vom frühesten Stadium an in jedem geweckt und bis zu einem gewissen Grade entwickelt; und es walte in den gedachten Verbänden volle Freiheit des Mit-ratens und -tatens für jeden Teilnehmenden; da wird doch solches unverständige Sichaufbäumen und Sichlosreißenwollen gewiß nur seltene Ausnahme sein. Solche Naturen können übrigens für bestimmte soziale Aufgaben sehr wertvoll sein; es gibt Dinge genug, in denen es auf Wagemut und Entschlossenheit gerade ankommt; und es wäre wohl des Nachdenkens wert, wie man solche Anlagen, die so manchen auf den Weg des Verderbens, ja des Verbrechens leiten, auf erspriesslichere und würdigere Ziele lenken könnte. Im allgemeinen aber wird man sagen dürfen, daß zwar gewiß in dem üppigen Drängen und Treiben der jugendlichen Kräfte mit den guten auch die bösen Triebe im Menschen ins Kraut zu schießen pflegen, daß aber dem heranwachsenden Alter doch auf der anderen Seite ein starkes Anschluß- und Freundschaftsbedürfnis, ein guter Kameradschaftsinn und auch ein gewisser Ehrtrieb natürlich ist und, wo er nur irgend günstigen Boden findet, sich sicher entfalten wird. Wo aber sollte er günstigeren Boden finden als in solchen freien Verbänden, wie wir sie uns dachten?

Wir sprachen zunächst von der Ordnung der Arbeit, des Erwerbs und des Verbrauchs. Nun, ein Verband gleichstehender, durch gleiche Erwerbsbedingungen und Verbrauchsgewohnheiten geeinter Genossen würde da gewiß dem Einzelnen einen starken Halt geben; wer da nicht sein redlich Teil Arbeit auf sich nähme und im Verbrauch des Erworbenen maßhalten lernen wollte, daher auch nicht zu den gemeinsamen Bedürfnissen seinen verhältnismäßigen Anteil beizusteuern imstande wäre, würde als gleichstehend nicht mehr anerkannt werden können; er muß also schon an Arbeit, Ordnung und Wirtschaftlichkeit sich gewöhnen, wenn er sich unter den Genossen behaupten und seine gleichberechtigte Stellung behalten will.

Die Gesellschaft verfährt nach eben diesem Grundsatz im großen; sie hätte vollkommen recht und würde ihren Zweck ohne Zweifel auch erreichen — wenn nicht der große Verband der Rechtsordnung nur viel zu groß und weitmaschig wäre, um wirklich den Einzelnen, in einem Massenleben, wie es in der neuen Welt nun einmal sich entfaltet hat, noch fest und nahe zu umschließen. Ich sagte vorhin: Pestalozzi hat gut reden, wenn er in seinem Romandorf, zumal durch einfache obrigkeitliche Anordnung, eine bis in jede Haushaltung dringende Arbeits- und Wirtschaftskontrolle einführt; in unseren Millionenstädten oder Industriebezirken ist ein gleiches, nämlich durch einheitliche, zentralistische Maßregeln, gar nicht möglich.

Allgemein möchte ich mir die ganze Schwierigkeit unserer heutigen Lage hieraus erklären: wir haben Recht und Gesetze, Sitten, kurz alle sozialen Ordnungen überkommen aus einer Zeit, wo noch ein mehr unmittelbarer, darum ungleich wirksamerer Einfluß des Rechts und der Sitte auf die Einzelnen möglich war. Es gab da noch gar nicht diese Massen, mit denen wir heute zu rechnen haben; daher wirkte, was jetzt als Zentralisation sich darstellt, damals wie Dezentralisation, weil es eben nur verhältnismäßig kleine Umkreise waren, die nach einem Zentrum sich richteten. Also müssen wir jetzt eben wieder solche kleinen Umkreise schaffen, oder, wo sie da oder wenigstens angebahnt sind, sie benutzen und kräftiger zu entwickeln streben, mit einem Wort dezentralisieren. Denn zwar die Gemeinschaft erzieht, aber nur die, welche wirklich den Einzelnen fest und nahe umschließt, nicht aber jene lockere Gesamtgemeinschaft, die in Wahrheit gar keine Gemeinschaft mehr ist, in der wirklich einer den andern kaum mehr etwas angeht, eine Solidarität kaum

mehr empfunden werden kann. Wie kann eine Solidarität mit Millionen mich halten und stützen, dann wenn ich des Halts und der Stütze wirklich ernstlich bedarf? Es kommt ja an mich von dieser Solidarität vielleicht ein Milliontel; das ist keine Kraft mehr, die etwas in mir halten und stützen könnte.

Das aber ist ja der Kern- und Grundgedanke der ganzen sozialen Pädagogik Pestalozzis: nicht bloß überhaupt Gemeinschaft erzieht, sondern nur von der engsten, unmittelbar nahen Gemeinschaft kann es ausgehen, weil nur sie lebendige Gemeinschaft ist, nur sie wirklich als Gemeinschaft gefühlt werden, auf den Einzelnen Kraft üben und Kraft in ihm wieder wecken kann. Deshalb geht Pestalozzi stets von der Familie aus und schreitet von da fort zu solchen Verbänden, die nur erweiterte Familien, Familien von Familien sind. Uns mutet das heute wunderbar an, zu hören, die bürgerliche Gemeinschaft sei nur eine Familie von Familien. Natürlich, ein Gemeinwesen, wie Berlin oder Frankfurt, hat keine sonderliche Ähnlichkeit mit einer Familie; in einem kleinen Dorf, vollends einem Gutshof, ist das schon weit eher verständlich. Aber heute strebt selbst der Bewohner des geringsten Dorfes über die familienhafte Gemeinschaft hinaus; es gibt schon gar nicht mehr diese Abtrennung; die heutigen Verkehrsverhältnisse haben damit gründlich aufgeräumt. Der etwas strebsame Dorfbewohner siedelt entweder ganz zur Stadt über oder er fährt wenigstens morgens mit dem Rad zur nächsten Stadt, wo die bessere Arbeits- und Verdienstgelegenheit winkt; er gehört mit seiner Arbeit, daher mit seiner Seele schon bald weit mehr der Stadt und oft der Großstadt an als seinem Dorf. Wie ist da eine unmittelbare, familienhafte Gemeinschaft denkbar, so wie Pestalozzi in seiner Zeit sie sich freilich denken durfte und mußte?

Also ist heute von denselben, dennoch ewig wahren Grundsätzen eine ganz andere Anwendung zu machen, wie eben die heutigen Verhältnisse sie fordern. Das also muß eine Sozialpädagogik nach Pestalozzischen Grundsätzen in heutiger Zeit anstreben: die Übertragung jener ewigen Grundsätze auf unsere Lage richtig zu vollziehen. Da aber gibt wiederum Pestalozzi selbst den richtigen Fingerzeig, indem er immerfort einschärft: das, was eigentlich und ursprünglich die Gemeinschaft begründet, sei die Gemeinschaft der Arbeit und des Erwerbs, sowie des Gebrauchs, den man von dem Erworbenen macht. Danach haben sich die alten Gemein-

schaften des Dorfes, der Stadt, in dieser etwa der Zünfte usw. naturgemäß gebildet. Diese alten Verbände sind aufgelöst oder in heller Auflösung begriffen und nicht künstlich wiederaufzubauen. Aber Arbeitsgemeinschaften, von engeren zu weiteren stetig aufsteigend, sind darum nicht weniger nötig und können allein die taugliche Grundlage einer wirksamen, eben sozialen Erziehung bilden. Also müßten sie geschaffen werden — aber sie sind im Grunde überall schon angebahnt und wenigstens keimweise vorhanden; man muß nur diese Keime erkennen und pflegen und neue legen und entwickeln, so ist die Aufgabe schließlich nicht hoffnungslos. Lassen wir diese Aufgabe aber liegen und die Dinge laufen, wie sie eben laufen, so verdienen wir allen Tadel dessen, der ernten will, wo er nicht gesät hat, wenn wir hernach Ordnung und Rechtsinn von den Menschen erwarten und fordern.

Pestalozzi macht einmal die erschütternd wahre Bemerkung: „Eines Bauern Frau schämt sich, ein Kind, das über 7 Jahre alt ist, vor den Leuten wegen seiner Ungezogenheit abzustrafen, sie fühlt, daß seine Ungezogenheit auf sie zurückfällt; aber die erste Tochter des Himmels, die Gesetzgebung, schämt sich nicht, tausend bürgerliche Abscheulichkeiten öffentlich zu bestrafen, wovon keine einzige möglich wäre, wenn die Herren Bögte dieser Himmelstochter und ihre nachgesetzten Verwalter das Detail der Volksordnung so gut besorgten, als eine brave Bauersfrau das Detail ihres Hauses besorgen muß, wenn sie nicht Schande davon haben will“. Dieses und andere dem gleichsinnige Worte Pestalozzis kamen mir in den Sinn, als ich vor kurzem (in der Frankfurter Zeitung) las, wie ein Kriminalfachmann in hoher Stellung mit ganz dünnen, in ihrer strengen Sachlichkeit nur um so schneidenderen Worten eingestand, daß der ganze ungeheure Kampf unserer Kriminalgesetzgebung und Gerichtsbarkeit gegen das Verbrechen so gut wie nichts mehr ausrichtet, weil die Bedingungen des heutigen sozialen Lebens für das Verbrechen einen Nährboden schaffen, in dem es gar nicht anders als üppig wuchern kann. Muß man da nicht in Pestalozzis bittere Klage und Anklage einstimmen: „Es ist eine Schande, man läßt alles Unkraut wachsen, bis es erstarrt; dann wühlet man mit der öffentlichen Gerechtigkeit unter dem verheerten Volk wie die wilde Säu im Korn, und meint noch, mit dieser Schnörren-Arbeit die höchste Weisheit der bürgerlichen Gesetzgebung erreicht zu haben.

Man läßt es an allem, was zur Erzielung einer wahren bürgerlichen Ordnung in der Tiefe des Volkes notwendig wäre, ermangeln, und wundert sich dann, warum man mit keinen Galeeren und Zuchthäusern, so wenig als mit dem alten Galgen, dahin komme, wohin, solange die Welt steht, keine Obrigkeit ohne gute und allgemeine Einrichtungen für die Bildung des Volks niemals gekommen ist und niemals kommen wird". Das schreibt ein Mann, von dem, wer sonst nichts von ihm weiß, doch das eine weiß, daß er ein Mann, ja ein Held der Liebe war und nicht des Hasses. Der Zorn in solchen Worten Pestalozzis fließt eben aus der wahrhaften, aber auch vor der Härte und Strenge der Wahrheit nie zurückschneidenden Liebe eines tiefen Kenners des Volks und des Volkszustandes seiner Zeit.

Aber die Gesellschaft, Gesetzgebung, Verwaltung, alles sorgt doch für Volksbildung? — Nun, Sie erraten schon, was ich antworten werde. Ganz gewiß tut sie es, und in einem Umfange, wie es zu Pestalozzis Zeit nicht geschah; wie auch die Kriminalgesetzgebung und Rechtsprechung von heute ohne Vergleich besser ist als die damalige. Weshalb erreicht sie dennoch ihr Ziel so offensichtlich nicht, vielleicht weniger noch als damals? Alle Zeitungen sind ja gespickt mit Verbrechensberichten; die Klage ist allgemein und ist nur zu begründet, daß man gegen das Verbrechen, und zwar in seinen scheußlichsten Formen, mit jedem Tage weniger gesichert ist. Es ist genau dasselbe mit der staatlichen Bildungspflege wie mit unserer Kriminalgesetzgebung und -gerichtsbarkeit: dieses Netz ist viel zu weitmaschig; alles geht auch da viel zu sehr ins Große, Allgemeine, daß die nahe, unmittelbare Wirkung auf den Einzelnen, gerade da wo sie am nötigsten wäre, ausbleibt. Die Formen sind da; sie sind, wenn man sie auf dem Papier am grünen Tisch besieht, einfach wundervoll. Nur leider, sie umschließen das nicht mehr, was sie umschließen sollten, sie können es gar nicht umschließen; und so sind sie in vieler Hinsicht so gut wie nicht da; sie sind nicht da für eben das, wofür sie da sein sollten: für die Einzelnen, für die Individuen, besonders gerade für die, die sie am nötigsten brauchten. Denn glücklicherweise noch recht vielen hilft die liebe Natur, und sie werden etwas, nicht durch unsere sozialen Ordnungen, aber trotz ihnen; nicht durch unsere Schule, aber trotz ihrer. Auch was unsere Schule trotz allem und allem erreicht, erreicht sie nicht durch ihre herrliche Regel,

sondern durch die glückliche Ausnahme, welche diese Regel durchzulassen zum guten Glück gerade weitmaschig genug ist. Forschen Sie, wo Sie wollen, ob Sie jemand finden, der glaubt, der Schule als Ganzem, als System bleibenden Dank zu schulden; der dankbarste wird Ihnen antworten: Nein, der Schule als Ganzem und als System nicht; wohl dem und dem einzelnen Lehrer. Und wenn Sie weiter fragen: Etwa dadurch, daß er recht treu und genau die allgemeine Regel befolgte, oder dadurch, daß er seinen eigenen Weg ging? so wird die Antwort unfehlbar lauten: dadurch, daß er eigene Wege ging und glücklicherweise Vorgesetzte fand, die es entweder nicht merkten oder einsichtig genug waren, so zu tun, als merkten sie es nicht.

Die Grundsätze und allgemeinen Einrichtungen unserer Schulverfassung könnten alle überaus richtig und begründet sein, und könnten dennoch ihren ganzen Zweck verfehlen, wenn sie unglücklicherweise den Boden nicht genug kennen sollten, auf dem zu arbeiten ist; wenn sie unglücklicherweise auf unsere sozialen Verhältnisse nicht genug berechnet sein sollten. Und das sind diese Grundsätze und Einrichtungen in der That nicht. Sie stehen dem wirklichen Leben des Volkes allzu fern, gehen nicht auf es ein, wachsen nicht aus ihm hervor und gehen nicht in es zurück. Sie wollen abstrakte allgemeine Menschen, oder sagen wir lieber: Zeitgenossen erziehen; aber da sitzen einmal keine Abstrakta auf den Bänken, sondern der Peter und der Paul; der aber entgeht ihnen, von dem haben sie nichts gelernt, nichts lernen können. Wie könnten sie auch die Millionen Individuen kennen? Das ist ja eine ganz unmögliche Forderung. Also sind sie freilich entschuldigt, ganz und gar entschuldigt. Nur, so kann es nicht weiter gehen, das müßte man doch endlich begreifen, sonst geht es wirklich in alle Abgründe hinein. Also was soll man tun? Ich muß fast um Entschuldigung bitten, daß ich immer wieder zu demselben Refrain zurückkomme: dezentralisieren, und zwar bis aufs letzte. Man benutze den gewaltigen zentralistischen Apparat, um das einzige Gute, zu dem er taugt, damit ins Werk zu setzen: den Zentralismus aufzuheben und durch eine wirklich bis aufs letzte gehende Dezentralisation, so allgemein und allumfassend, wie das nur irgend gelingen mag, zu ersetzen. Anders sehe ich kein Heil.

Wir kamen auf diese tiefergreifende allgemeine Erwägung aus Anlaß der Maßregeln, welche Pestalozzis Dorfherr gegen die Un-

ordnungen des Eigentums ergreift. Wirklich aber ist nach Pestalozzi's Auffassung die Ordnung der Wirtschaft das Fundament für alles andere; er hat zur Bekämpfung der Trunksucht, der Unordnungen des Geschlechtstriebes, zur sittlichen Zucht der Jugend überhaupt und ebenso zur Begründung der intellektuellen und technischen Bildung des Volkes auf allen Stufen im Grunde keine andere Waffe als diese. Das mag einseitig sein, aber es trifft sicher eine Seite der Sache, und zwar eine überaus wichtige.

Für die Alkoholfrage leuchtet das wohl ohne weiteres ein. Wo nur einigermaßen solide Wirtschaftsgrundsätze walten, da kommt man schon nicht zum maßlosen Trunk, weil er, ganz abgesehen von dem Geld, das er kostet, die Erwerbsfähigkeit zu offenbar beeinträchtigt. Auch unsere akademische Jugend würde das schlechte Beispiel, das sie hier leider immer noch gibt, zu geben aufhören von dem Augenblick an, wo sie nicht mehr aus der Tasche der Eltern zu leben, sondern (auch nur teilweise) für ihren Lebensunterhalt selber einzustehen hätte (womit nicht gesagt sein soll, daß dies etwa allgemein zu fordern wäre, und daß es keinen anderen Weg gäbe, der Unmäßigkeit der Studierenden entgegenzuwirken). Die große Mehrzahl wird doch solide von dem Augenblick an, wo man selbst erwerben muß, überhaupt in ein festes Pflichtleben eintritt.

Eher werden wir den Kopf schütteln, wenn Pestalozzi auch den Unordnungen des Geschlechtstriebes hauptsächlich auf dem Wege der Ordnung der Wirtschaft beikommen will. Aber er meint nicht bloß das Äußere, die Balancierung von Einnahme und Ausgabe, sondern er meint die feste Gewöhnung und dadurch erlangte „Richtung des Geistes“ überhaupt, „nicht zu reden, nicht zu urteilen, viel weniger zu handeln, bis man erwogen, ermessen, erforscht und berechnet hat“. So aber hängt Vernunft und Scham allerdings sehr eng zusammen mit der Aufmerksamkeit auf den Erwerb. Es ist wohl etwas zu viel gesagt, beide seien nur „Kinder des Eigentums“; richtiger würde man sagen, sie beruhen mit der Aufmerksamkeit auf das Eigentum auf einer und derselben Grundlage. Darum ist aber auch nach denselben Grundsätzen den Verwirrungen im einen wie im andern entgegenzuarbeiten, vielmehr vorzubauen, nämlich durch Ordnung, Regelmäßigkeit, Reinlichkeit und Rechenschaft in allem.

Im übrigen untersucht Pestalozzi mit größter Unbefangenheit, was die wahre „Philosophie“ des Volkes über den Geschlechtstrieb ist

und sucht die in ihm noch lebendigen Kräfte der guten Sitte neu zu beleben und zu stärken. Er kämpft gegen die neumodische Geheimnismacherei; daß z. B. die Mutter nicht mehr vor den heranwachsenden Kindern ihr Kleines stillen darf. Er sucht die „Ehrenfestigkeitsregeln“ wiederzubeleben, nach welchen eine brave Tochter den Knaben, der sie in Ehren sucht, Schritt für Schritt näher kommen lassen darf. Er läßt die jungen Leute auf beiden Seiten sich zu einem „Ehrenstand“ verbinden, so daß, „indem sich die Gefühle ihres Alters von Mut und Ehre unter diesen Umständen in ihnen immer mehr entwickeln mußten, sie sich selber in Absicht auf den Geschlechtstrieb die besten Wächter untereinander würden“. Er sorgt auf der andern Seite, daß die Eheschließung soviel möglich erleichtert wird, dann aber auch jeder an die Ehe fest gebunden bleibt. Das Hauptmittel dazu ist wiederum die wirtschaftliche Sicherung: von früh an wird für das Kind auf die Ehe hin pflichtmäßig zurückgelegt; mit dem vollendeten 14. Jahr wird ihm eröffnet, daß dieser Grundstock zu seinem künftigen Hausstande schon da ist und wie es durch Sparen von seinem Verdienst ihn zu bewahren und zu mehren hat. Jene Ehrenverbände wachen dann streng über die sittliche Zucht jedes einzelnen. Der uneheliche Geschlechtsverkehr wird nicht mit Strafen belegt, aber zur Volksschande gemacht; „wer ist klug und will mehr aus ihm machen?“ fragt Pestalozzi.

Es sind einfache Mittel, wie sie in einfachen, engen Verhältnissen ausreichen mögen. Aber wieder liegt auf der Hand, daß sie eine ungeänderte Übertragung auf unsere Verhältnisse kaum zulassen. Sogar kann man wohl einen Augenblick an dem ganzen Prinzip irre werden, wenn man sich erinnert, wie die heranwachsende Jugend unserer Großstädte in hellen Scharen in geschlechtliche Ausschweifungen bösester Art hineinrennt, nicht weil sie nicht zu erwerben und um Erwerb zu arbeiten verstände, sondern gerade weil sie verhältnismäßig leicht zu Verdienst kommt und es dann lustiger findet, ihn in wilden Ausschweifungen zu verjubeln, als zu sparen — zu sparen? wofür denn? Auf eine künftige Ehe? Pestalozzi durfte vielleicht voraussetzen, daß noch so viel gute Sitte und gesunde Begriffe vom Leben im Volk vorhanden seien, daß dies für jeden halbwegs Vernünftigen das selbstverständliche und nahe Ziel war. Aber eben das sehen wir ja nun allenthalben tief erschüttert. Die wohl-

habenden Klassen geben das glänzende Beispiel; und wenn man lange Zeit noch auf eine verhältnismäßig größere geschlechtliche Solidität in den unteren Klassen rechnen durfte — seit etwa einem Jahrzehnt sehen wir mit wahrhaft reißender Geschwindigkeit das Beispiel von oben nach unten fortwirken. Eine tief genug dringende, schlechterdings unbefangene Untersuchung würde, fürchte ich, grauenhafte Zustände enthüllen. So wurde noch jüngst in der Zeitschrift für Jugendwohlfahrt festgestellt, daß in unsern Großstädten das Übel vielfach schon bis auf die Schuljugend zurückgreift. Ähnliches wird mancher von Ihnen aus seinen Erfahrungen bestätigen können. Mir schrieb ein junger Mann, der erst das Lehrerseminar besucht hatte, dann noch zum Gymnasium gegangen war, dort besonders gegen den Alkohol kämpfte und dafür mein Interesse wachrufen wollte, Dinge von den Zöglingen seines großstädtischen Lehrerseminars, die einen wohl ernst stimmen können: daß es dort so gut wie keinen gebe, der geschlechtliche Enthaltbarkeit übe; daß man das furchtbar lächerlich finde; und nicht anders sei es bei den Primanern, ja Sekundanern des Gymnasiums. Er schob dies nicht etwa einseitig auf den Alkohol; er wollte vielmehr, in ganz gesunder Tendenz, durch einen Bund, der zunächst gegen dies ein Übel durch wechselseitige Willensstärkung dem Einzelnen eine Sicherung schaffen sollte, zugleich den Boden herstellen zur Bekämpfung aller anderen, besonders auch der geschlechtlichen Unordnungen; also etwas ganz ähnliches wie jener Pestalozzische „Ehrenstand“ der Jünglinge. Ich kann mich nicht enthalten, aus den Mitteilungen desselben jungen Mannes noch einen sehr merkwürdigen Umstand zu berühren, nämlich daß solche Vereinigungen gegen den Alkohol von den hochweisen Gymnasialdirektoren planmäßig bekämpft werden. Der Primaner soll trinken, allerdings nur zur vorgeschriebenen Zeit am vorgeschriebenen Ort! Man fragt sich vergebens: wie ist solche Weisheit zu begreifen, bei Männern, die an so verantwortlicher Stelle mit der Erziehung unserer besten Jugend betraut sind? Das ist aber kein vereinzelter Fall; man kann ähnliche Äußerungen, wenn man will, jeden Tag zu hören bekommen.

Dies nur nebenbei. Unsere Frage war, ob die wirtschaftliche Ordnung allein und als solche zugleich gegen die Unordnungen des Geschlechtslebens genügenden Schutz biete. Die Antwort ergab sich schon: nicht sie allein und als solche; es kann einer wirtschaftlich

sehr ordentlich und geschlechtlich sehr unordentlich leben. Aber dasselbe Grundmittel: Verbindung zu gegenseitigem Schutz und gegenseitiger Stärkung kann mit dem einen zugleich dem andern helfen.

Aber wir empfinden wohl, daß diese Antwort der ganzen Schwere der Frage noch bei weitem nicht genügt. Die sittlichen Begriffe selbst sind schwer erschüttert; wodurch? Durch vorgeschrittene Einsicht etwa? Aber die Grundgesetze des Geschlechtslebens sind so einfach und durchsichtig, daß die geringste vernünftige Erwägung sie gar nicht verfehlen kann. Ein ungeordneter, seinem natürlichen und sittlichen Zweck entfremdeter Geschlechtsgebrauch straft sich physisch und moralisch so handgreiflich, so unwidersprechlich, daß von seiten des Intellekts ein Zweifel an der Vernunft der sittlichen Grundsätze gar nicht aufkommen könnte. Auch ein feineres ästhetisches Gefühl müßte gegen die häufigsten Verirrungen des Geschlechtstriebes eigentlich schützen. Und wir wollen doch sonst, wie an wissenschaftlicher Einsicht, so an Geschmacksbildung früheren Geschlechtern weit überlegen sein. Woher dennoch die Erschütterung selbst der einfachsten, für eine halbwegs gesunde Vernunft zweifellos sicherstehenden Moralgrundsätze in geschlechtlicher Beziehung?

Das Leben hat sie untergraben; die Atemlosigkeit des modernen Lebens; diese furchtbare Unstetigkeit, dies Vergessen des Morgen und des Gestern, diese unnatürliche Spannung aller Kräfte und Empfindungen auf den Moment. Und woher wiederum das? Ist es denn nicht die natürliche Entwicklung, daß das Bewußtsein sich zu immer umfassenderer, zugleich innerlich geeinter, konzentrierter Kraft erhebt? Ist denn nicht das, was den Menschen unterscheidet (nach Goethe), jenes „Unmögliche“, das doch er, er allein von allen Wesen, die wir kennen, vollbringt: daß er „dem Augenblick Dauer verleiht“? Wirkt also die gepriesene moderne Entwicklung dahin, eben den Menschen im Menschen umzubringen? So ist es, in vielem, vielleicht am greifbarsten in der Zerrüttung der geschlechtlichen Moral. Da sehen wir den Menschen oft nicht bloß zum Tier, sondern tief unter das Tier sich erniedrigen. Denn es ist gar nicht an dem, daß man bloß in tierischer Unbesonnenheit dem an sich schuldlosen Instinkt sich überlasse; sondern man vollbringt Dinge, die kein Tier vollbringt, die aller Natur, allem gesunden Instinkt Hohn sprechen und vielmehr einer krankhaften Überreizung der Phantasie entspringen; die einem etwas naiven Menschengefühl völlig fremd und unver-

ständig sind. Man sucht nicht bloß ohne Besinnung die an sich gesunde Befriedigung des natürlichen Triebes, man sucht im Grunde gar nicht sie, sondern die Sensation, die Aufregung, das Erhaschen des Ungewohnten, des lockenden Unbekannten, man sucht gerade den flüchtigen, aber für den fliehenden Moment durch krankhafte Überspannung und Überreizung potenzierten Genuß. Und warum das? Weil man überhaupt in allem geheßt und gejagt ist wie mit spitzigen Stacheln und um sich her alles heßen und jagen sieht. Davon wird der Einzelne ergriffen ganz wider Willen, er weiß selber nicht wie. Das tötet allen Bedacht; da gilt gar kein Stehenbleiben und Sichbesinnen mehr.

Es muß das wohl tiefliegende Gründe haben. Die naturwissenschaftlichen, die technischen Entdeckungen mit allen ihren Folgen für Wirtschaft und Verkehr, für Menschenansammlung und Durcheinanderwürfelung von Menschenmassen, das alles ist zu überstürzend gekommen; man hat dessen mit Vernunft und Willen nicht so bald nachkommen und Herr werden können. Wenn man den Gedanken der Entwicklung oberflächlich versteht, wie er meist verstanden wird, nämlich als ob ein blindes Verhängnis sei, das uns in einer Richtung kopflos nur weiter und weiter treibe; als ob, so wie in diesen letzten hundert Jahren die Dinge sich zugespitzt haben, sie sich unausbleiblich weiter zuspitzen müßten, so kann man nur zu dem Schluß kommen, daß die Menschheit mit der Beschleunigung eines Luftschiffs, dem der Motor versagt, in den Abgrund fahren, und bald, sehr bald mit zerschmetterten Rippen auf den Boden schlagen wird mitsamt den Insassen.

Zum Glück ist dieser Begriff von einer blinden Entwicklung falsch. Es wächst doch mit dem Ubel selbst die Erkenntnis des Übels, und mit der Erkenntnis der Wille, ihm entgegenzuarbeiten. Und wenn die Wege, die man zunächst einschlägt, vielleicht nicht zum gewünschten Ziele führen, so wird diese Erfahrung selbst auf geeignetere Wege hindrängen.

Man kann zunächst anstreben ein Gegengewicht von seiten des Intellekts. Hierher gehört das Bestreben auf sexuelle Aufklärung. Die Forderung ist vernünftig, obgleich die Ausführung mannigfache Schwierigkeiten einschließt. Sie müssen lösbar sein, und sie sind es. Am sichersten wird man sie besiegen, wenn die geschlechtliche Belehrung nicht isoliert, unter diesem Titel, erteilt wird,

sondern als Nebengewinn der naturgeschichtlichen Belehrung, in gesundem Sachzusammenhang, wie selbstverständlich sich ergibt. Ich meine, man braucht da gar nicht zu zimperlich zu verfahren; unsere Jugend hat genug, aber oft sehr ungenaue, oft ungeheuerlich falsche Vorstellungen über die Sache, um die einfach klaren und richtigen Begriffe, wie die Sache selbst sie gibt, dringend nötig zu haben und geradezu als eine Befreiung zu empfinden. Sie verschafft sich — das ist unzählige Male gesagt worden — die Belehrung, wenn sie ihr auf ordentlichem Wege nicht geboten wird, auf Schleichwegen, und in welcher Gestalt oft!

Aber gewiß ist darauf allein nicht allzuviel zu bauen; es ist eben nicht eine Sache des bloßen Intellekts, um die es sich hier handelt. Auch die Hilfe, welche die ästhetische Bildung nach dieser Seite bieten kann, soll man gewiß beachten und benutzen, weit mehr als dies bisher geschieht. Aber auch das ist ein sicherer Schutz nicht; und die Hineintragung moralischer Gesichtspunkte in die Kunstbildung ist nach anderer Seite auch wieder bedenklich.

Sondern, da die Krankheit moralischer Natur, da sie eine Krankheit des Willens ist, so kann entscheidend nur eine solche Art der Einwirkung helfen, die geeignet ist, dem Willen Richtung zu geben und ihn in dieser Richtung auch zu halten. Das tut die bloße Einsicht des Verstandes und die bloße Beredelung der Phantasie erfahrungsmäßig und aus leicht zu verstehenden Gründen nicht, obgleich sie wichtige, nicht zu verachtende Hilfen dazu bietet. Zum Wollen erzieht zuletzt nur Tat und Übung.

Und da es der rebellische Körper ist, der uns auf den falschen Weg leitet, so müssen wir wohl zuerst ihm eine gesündere Richtung der Betätigung schaffen. Das ist nicht Materialismus; es handelt sich vielmehr gerade darum, dem Geist und Willen die Herrschaft über den Körper zurückzugeben. Darum ist das heute schon so lebhafteste Bestreben auf körperliche Ausbildung nicht von der Hand zu weisen. Starke körperliche Anstrengung ist schon ein leidlich sicherer Schutz gegen das allzu üppige Wuchern überschüssiger körperlicher Triebe. Aber es ist nicht diese mechanische, unmittelbar physische Wirkung allein, auf die ich bauen möchte, sondern die Gewöhnung überhaupt, den Körper zu regieren und in der Gewalt zu haben, die Freude, ihn zu bauen, zu kräftigen und gesund zu erhalten, die dann schon von selbst warnt, die Körperkräfte auf der andern Seite

durch Ausschweifung zu verderben, zugleich es erleichtert, seiner körperlichen Triebe Herr zu bleiben. Es ist das entfernt nicht so schwer, wie manche zu glauben scheinen; schwer ist es nur, wenn eine schlimme Gewöhnung einmal eingerissen ist, sich davon wieder loszumachen; ebenso wie die Enthaltung von Alkohol oder Opium dem einmal Gewöhnten bis zur Unmöglichkeit schwer fallen kann, dagegen dem von Anfang an nicht Gewöhnten nicht im mindesten schwer fällt. Es bedarf dazu gar keiner gewaltsamen körperlichen Anstrengungen, wenn nur überhaupt dem Körper ein gesundes, frisches Regen und Rühren vergönnt wird, das eine Stockung der Säfte nicht aufkommen läßt. Das einfache Wandern ist, wo die Bedingungen dafür günstig sind, wie für uns glückselige Kleinstädter in unserer lieben, an schlichter und tiefer Naturschönheit so reichen Provinz, vielleicht jedem gewaltsamen Sport vorzuziehen; es ist jedenfalls besser als Radeln, weil es der inneren Ruhe und Sammlung zuträglicher, für Geist und Gemüt erholsamer ist, bei zugleich hinreichender, aber nicht übertriebener noch zu einseitiger körperlicher Betätigung. Wo freilich die Phantasie in die verkehrten Bahnen schon eingewöhnt ist, da wird gerade die schärfere Anstrengung heilsamer sein, weil sie die Gedanken zwingender aus der verkehrten gewohnten Bahn weglenkt und an die vorliegende Aufgabe festbindet.

Das alles sind vorzügliche und am Ende hinreichende Hilfen für den, der irgend will. Nur, wie erreichen wir eben dies Wollen? Daran fehlt es ja nur allzu vielen, und für diese ist dann freilich all solcher gute Rat vergeblich. Und wie dem einen die Ungeundheit des Körpers, so wird dem andern gerade die strotzende Körperkraft zur Versuchung; so wie der Verdienst der Arbeit manchem nicht weniger zur Versuchung wird, als anderen die Not der Verdienstlosigkeit. Der einmal verkehrte Wille findet schließlich in allem Anreiz und Vorwand; wie zum Glück auch der gesunde Wille überall wertvolle Hilfen und Stützen findet. Das Verwerfliche und Verderbliche der Unzucht liegt ja an sich gar nicht in den bloß physischen Folgen, sondern in der Verwüstung der Seele, in der namenlosen Erniedrigung der seelischen Beziehung von Mensch zu Mensch. Wären diese seelischen Folgen nicht, so möchte man ja der lieben Natur freien Lauf lassen; es wäre genug, die offenbare, auch den Körper ruinierende und schließlich die Lebensfähigkeit der Gattung in Frage stellende Unnatur sexueller Exzesse zu bekämpfen. Aber auch der

physisch schuldblose Naturtrieb verlangt ganz bestimmte Einschränkungen, wenn nicht die seelische Beziehung von Mensch zu Mensch und damit das seelische Leben des Einzelnen selbst den schwersten Schaden nehmen soll. Also kann alles, was zunächst auf die physische Gesundheit und Gesunderhaltung zielt, zwar für die geschlechtliche Sittlichkeit wohl einen günstigeren Boden schaffen, aber sie an sich nicht garantieren; sondern dies kann nur durch solche Kräfte geschehen, welche tief in Seele und Gemüt des Menschen hineinwirken.

Und da kommen wir nun ganz zwingend wieder auf den Weg Pestalozzis. Es handelt sich ja hier um den Aufbau der menschlichen Gemeinschaft gerade in ihrem letzten Ursprung: um ihren Aufbau auf dem Grunde eines gesunden Familienlebens. Wo ein solches schon oder noch da ist, da wirkt es mit einer gewissen Sicherheit auch auf die nächste Generation fort. Wer den Segen eines gesunden Hauslebens in der Jugend, womöglich bis ins reife Jugendalter hinein genossen hat, der hat daran im allgemeinen schon einen starken Halt. Allerdings keinen unbedingt sicheren; auf schwächere Gemüter wirkt hernach der Kontrast des Lebens draußen vielleicht um so überwältigender und reißt sie nun vielleicht gerade in die entgegengesetzte Richtung fort. Aber sicher ist, wem dieser erste Schutz nicht gefehlt hat, besser beschirmt, als wem er von Anfang an mangelte oder zu früh genommen wurde. Da aber in den Volksschichten, um deren sittlichen Schutz es sich hier an erster Stelle handelt, gerade diese erste Grundlage vielfach so gänzlich fehlt, so fragt es sich um so mehr nach einem tauglichen Ersatz dafür.

Sie sehen jetzt sofort, weshalb auch in dieser Rücksicht eine Form familienhafter Gemeinschaft schon für das vorschulpflichtige und dann für das Schulalter die unerläßliche Vorbedingung alles weiteren ist, wie aber daran dann eine ähnlich enge, lebendig persönliche Art der Gemeinschaft auch der Heranwachsenden sich ganz natürlich anschließen würde; also in der That eine Art Jugendbund, wie ihn Pestalozzi für sein Romandorf erdichtete, jedoch nicht für diesen einzigen Zweck der gemeinsamen Sorge um das hohe Gut der sittlichen Ehre und Reinheit, sondern für alle gemeinsamen Zwecke dieses Alters, wozu Körperpflege und Spiel, edle Unterhaltung und freie geistige Weiterbildung, nicht zu vergessen die staatsbürgerliche Erziehung (wovon hernach noch ein Wort zu sagen sein wird), gehören. Und zwar wäre ich kühn genug, diese Vereinigungen der

Jugendlichen, wenn nicht durchaus in allen, doch in recht vielen, wohl den meisten Dingen mir für beide Geschlechter gemeinsam zu denken, gerade damit der unnatürlichen Spannung zwischen den Geschlechtern entgegengewirkt werde, damit man sich erst einmal, und zwar vielseitig, in allem, was vom Geschlecht nicht abhängt oder für die beiden Geschlechter wenigstens nur untergeordnete Modifikationen erleidet, kennen lernt. Entwickelt sich dann aus solcher gesunden Kameradschaft die geschlechtliche Liebe, so ist das die gesündeste Entwicklung, die man sich nur denken kann; gerade damit wäre die Bedingung dafür gegeben, daß die geschlechtliche Beziehung nunmehr rein, d. h. dem edelsten seelischen Bedürfnis des einen wie des andern Geschlechts zugleich angemessen wäre.

Es gibt freilich hier kein Mittel, das unter allen Umständen und gleichmäßig auf alle wirkt. Wer in sein Verderben rennen will, wird es nach wie vor tun. Aber mehr kann auch nicht die Aufgabe sein, als solche Organisationen zu schaffen, welche in stande sind, jedem Schutz zu bieten, der ihn braucht und will; die geeignet sind, auch dem Schwachen den Willen zu stärken, auch den Verirrten zurückzulenken und wieder auf den rechten Weg zu bringen. Sie erinnern sich, daß Langermanns Schulstaat keine andere Strafe kennt als den zeitweiligen Ausschluß aus der Arbeitsgemeinschaft, dagegen gerade den Zurückkehrenden in seinen besonderen Schutz nimmt und seinen berechtigten Willen damit ehrt, daß er ihm ein Vertrauen entgegenbringt — welches nun freilich nicht zum zweitenmal getäuscht werden darf. So denke ich es mir allgemein und möchte auch hier wieder an Pestalozzi erinnern, der auch für die geschlechtlich Verirrten keinerlei Strafe will, wohl aber verdoppelten Schutz der Gemeinschaft.

In der Schrift über Gesetzgebung und Kindermord beschäftigt er sich sehr ernstlich mit der Frage, wie den verirrten Mädchen wieder zurecht zu helfen sei. Damals wurde noch die geschlechtliche Verirrung als solche strafrechtlich verfolgt, Kindermord mit Todesstrafe belegt. Pestalozzi verwirft das ganz und gar; man kämpft damit nur gegen den Schein, gegen die auffallenden äußeren Symptome der Krankheit und läßt ihre Wurzeln unberührt; man geht der Larve des Lasters, nicht dem Laster selbst zuleibe. Pestalozzi fordert vielmehr Rat und Hilfe für die Gefallenen. Man besorgt, daß dadurch das Laster eher ermutigt werde; das hält er für ganz falsch;

es liegt in der Natur von Rat und Hilfe, daß ihre natürlichen Folgen Weisheit, Besserung, Dank und Zutrauen sein müssen. Das ist nun freilich nur bedingt wahr. Aber, wenn Pestalozzi zu fordern wagt, daß der Staat die Auferziehung der vaterlosen Kinder ganz auf sich nehme, mit der ernstesten Begründung, daß die Gesellschaft und, als für ihren Zustand verantwortlich, der Staat die Hauptschuld an dem Übel trage, so gibt die heutige soziologische und besonders kriminologische Forschung ihm unbedingt recht. Es braucht dazu übrigens keine stolzen Waisenaläste; sondern am besten werde man die Kinder bei geschickten Landleuten oder verständigen Handwerkern auferziehen lassen. Gerade die Absonderung in Geburts- und Findelhäusern wirke nicht gut; man müsse vielmehr dahin streben, daß die Kinder im Volke aufwachsen und eine Heimat finden. Für die gefährdeten oder schon gesunkenen jungen Mädchen aber wünscht Pestalozzi ein geheimes Sittentribunal mit strenger Verpflichtung zur Verschwiegenheit, ausschließlich zu Rat und Hilfe, ohne jedes Recht einer Abndung, Bestrafung oder Ausforschung. Die Gesellschaft hat hier (sagt Pestalozzi) gar nichts zu strafen, aber dem Übel vorzubeugen, soweit das in ihrer Macht steht. Die Kindererzeugung verbindet zur Übernahme der Elternpflicht; Sitte und Gesetze heiligen diese Pflicht im Ehestand; aber sie besteht nicht minder für die nicht verehelichten Eltern, und der Staat muß nach Möglichkeit ihre Erfüllung erzwingen; er darf besonders den Vater von der Pflicht gegen Mutter und Kind nicht entlassen ohne einen Ersatz, der für das Mädchen in nichts wenigerem bestehen kann, als daß ihm sein Mutterstand nicht zur Kränkung und sein Kind nicht zur Last werde. Der Staat soll aber vor allem streben, einen solchen Zustand herbeizuführen, daß die Jugend sich zu verheiraten imstande ist. Er soll das unversorgte Volk, das nicht heiraten kann, nicht strafen, wenn es nicht kinderlos bleibt, sondern soll alle Väter und Mütter dahin lenken, daß sie alle, verehelicht oder nicht, ihre Kinder lieben, erhalten und versorgen wollen und können. Damit kommt dann Pestalozzi zurück auf seine Lieblingsforderung: Schutz des Hauslebens und allseitige treue Sorge um Erziehung und Bildung des Volkes. Wenn es aber hier noch heißt: der Staat, die Gesellschaft habe diese Verpflichtung, so ist, nach allem was wir schon hörten, nicht an ein Wirken bloß von oben und von außen her zu denken; die Öffentlichkeit kann nur, soll aber eben auch, hier wie

in allem, das eigene Wollen, die eigene Verantwortlichkeit aufrufen; ihre Hilfe soll, hier wie in allem, nur Hilfe zur Selbsthilfe sein; dann allein und dann gerade wird sie ihren Zweck erreichen.

Nicht unerwähnt bleibe endlich das Gewicht, welches Pestalozzi in seinen Vorschlägen auf edle Festfeiern legt. Jeder Stand, jedes Alter bekommt seine besonderen gemeinsamen Freudentage, die Jünglinge und heranwachsenden Mädchen ihrer vier im Jahre; denn (heißt es von seinem Gesetzgeber) „er trug zu diesem Alter besondere Sorge, und glaubte, man könne ihm fast nicht genug Freude machen.“ Eine gewiß feine und wahre Bemerkung; ist es doch besonders auch ein nur irgeleitetes Bedürfnis nach Freude, welches die Jugend in so manche Verfehlungen verlockt. Schafft man diesem Bedürfnis edle und gesunde Wege, so verhütet man damit ebensoviel Verfehrtheiten und Fehlwege. Welches aber soll die Stimmung solcher Feste sein? Ich möchte nicht unternehmen sie zu zeichnen; da müssen uns die Dichter heran. Wir kennen alle das Uhlandsche „Heilig ist die Jugendzeit“; fast angemessener ist wohl unserer heutigen Lage das dunklere, tiefere und schwerere Hebbelsche Lied „An die Jünglinge“, welches vielleicht auch uns die herbe Stimmung, in die alle diese traurigen Betrachtungen uns versetzen mußten, zu lösen geeignet ist:

Trinkt des Weines dunkle Kraft,
Die euch durch die Seele fließt
Und zu heil'ger Rechenchaft
Sie im Innersten erschließt!
Blickt hinab nun in den Grund,
Dem das Leben still entsteigt,
Forscht mit Ernst, ob es gesund
Jedem Höchsten sich verzweigt!

Geht an einen schaur'gen Ort,
Denkt an aller Ehren Strauß,
Sprecht dann laut das Schöpfungswort,
Sprecht das Wort: Es werde! aus.
Ja, es werde! spricht auch Gott,
Und sein Segen senkt sich still,
Denn den macht er nicht zum Spott,
Der sich selbst vollenden will.

Betet dann, doch betet nur
Zu euch selbst, und ihr beschwört
Aus der eigenen Natur
Einen Geist, der euch erhört.
Leben heißt, tief einsam sein;
In die spröde Knospe drängt
Sich kein Tropfen Tau's hinein,
Eh' sie innre Glut zersprengt.

Gott dem Herrn ist ein Triumph,
Wenn ihr nicht vor ihm vergeht,
Wenn ihr, statt im Staube dumpf
Hinzuknieen, herrlich steht,
Wenn ihr stolz, dem Baume gleich,
Euch nicht unter Blüten bückt,
Wenn die Last des Segens Euch
Erst hinab zur Erde drückt.

Fort den Wein! Wer noch nicht flammt,
Ist nicht seines Russes wert,
Und wer selbst vom Feuer flammt,
Steht schon lange glutverklärt.
Euch geziemt nur eine Lust,
Nur ein Gang durch Sturm und Nacht,
Der aus eurer dunklen Brust
Einen Sternenhimmel macht!

§ § §

Muß ich noch besonders von der staatsbürgerlichen Erziehung reden? Der Themata sind zu viele und große. Und was ich zu sagen hätte, ist nach allem Gesagten fast selbstverständlich. Natürlich ist sie nötig, dringend nötig. Aber sie verfehlt ganz ihren Zweck, wenn sie von oben und außen her, wie in geschlossener Dose, vorschriftsmäßig alle acht Tage einen Eßlöffel voll, verabfolgt wird. Sondern man schaffe Gelegenheit zu freiem, selbständigem Studium, zu bedingungslos unabhängiger gegenseitiger Aussprache und Anregung. Indessen das alles betrifft nur die theoretische Seite; die

Hauptfache aber wäre eine praktische Vorschule. Das hat in ihrer Kampfstellung die politische Partei der Arbeiter ganz richtig erfaßt. Es wird zwar auch da noch vielfach sehr doktrinär und zentralistisch von oben her gewirkt; aber es ist denn doch auch ein kräftiges Leben in den kleineren und kleinsten Organisationen, das bis zum Einzelnen herab wirkt. Das soll man ehrlich anerkennen, daß da staatsbürgerliche Erziehung geleistet wird; in welcher Tendenz, darüber ist hier nicht zu urteilen; mag man sie ganz verwerfen; nach dem Wie ist hier die Frage; da aber wird doch vielfach erreicht, daß nahezu jede Fähigkeit herangeholt, an ihren Platz gestellt und dadurch entwickelt wird. Gerade auch, daß der Geist, in dem es geschieht, doch kein so vollkommen einheitlicher ist, wie man gerne möchte, ist, erzieherisch angesehen, ein Vorteil und nicht ein Nachteil; gerade das Ringen der Kräfte hält sie lebendig und bewahrt vor der Erschlaffung.

Aber freilich ist diese Erziehung parteiisch. Ich sage gar nicht, daß man nicht auch Partei sein solle; denn auch für das Ganze gilt das eben Gesagte: es müssen große Kräfte auch da gegeneinander ringen, wenn nicht eine Erschlaffung und Versumpfung eintreten soll. Aber freilich darf es ewig nicht bei einem solchen Gegensatz bleiben, der, wenn unüberwunden, endlich die Nation und die Menschheit auseinandersprengen müßte. Die Versöhnung mag in weitester Ferne liegen, aber sie muß immer als an sich möglich und gefordert, und zwar von beiden Seiten, anerkannt werden; gefordert und möglich — auf welcher Grundlage denn? Auf der Grundlage der Wahrheit, welche unparteiisch zu erkennen der reine Wille auf der einen wie der andern Seite sein muß. Und darum müßte es, neben und vor aller Parteierziehung, einen sozialen und politischen Selbstunterricht und eine soziale und politische Selbsterziehung geben, welche hierauf gerichtet ist, welche nach Objektivität, nach der strengen und alleinigen, tendenzfreien Wahrheit der Wissenschaft strebt.

Es ist ganz richtig, daß wir rein objektiv niemals sind und sein können; aber streben dahin können und müssen wir, so wahr Vernunft und Wissenschaft „des Menschen allerhöchste Kraft“ ist. Unsere Volksakademie ist selbst ein Beweis, daß man doch mit dem reinen Willen, gemeinsam die Wahrheit zu erforschen in der höchsten gemeinsamen Angelegenheit des Volkes, zusammentreten und Ver-

ständigkeit suchen kann. Unsere Universitäten haben die große Wendung genommen von dem Augenblick an, wo sie bewußt und ausdrücklich verzichteten, irgendein fertiges Dogma zu überliefern, wo sie die unbedingte Freiheit der Forschung sich zur höchsten, heiligsten Pflicht machten. Das gilt in der soziologischen und historischen Wissenschaft wie in der Religionswissenschaft, in der Philosophie und in allem. Es ist wahr, daß Gesellschaftswissenschaft und Geschichte so sichere wissenschaftliche Fundamente wie etwa Mathematik und Naturwissenschaft bisher nicht erreicht haben; aber Wissenschaft sind sie geworden in dem Sinne, daß man ernstlich bestrebt ist, unbefangen die Wahrheit zu erforschen, ohne Frage, wem zuliebe und wem zuleide. Solches muß also doch möglich sein; also muß auch die politische Bildung der Jugend nach der gleichen Objektivität doch wohl streben können.

Die Wiener, Münchener und Berliner Volkshochschulkurse glauben nur dadurch an die Arbeiterwelt herankommen zu können, daß sie politische, soziale, religiöse Fragen aus ihrem Arbeitsplan grundsätzlich ausschließen. Ich halte das für einen ernststen Fehler. Die Arbeiter werden sich bedanken für eine so kastrierte Wissenschaft, für eine Wissenschaft, die sie nicht bloß ohne Antwort stehen läßt, sondern überhaupt nicht den Mut hat, zu fragen und Fragen an sich richten zu lassen gerade in den Dingen, welche den Menschen und besonders den Arbeiter schließlich doch noch tiefer und innerlicher angehen, als Naturwissenschaft, Technik und alle die andern Herrlichkeiten. Das wäre ein Eingeständnis, daß es Wissenschaft von diesen Dingen wirklich nicht gibt, daß die Kathederleute, die sie angeblich und pflichtmäßig vertreten, im Grunde selber bekennen: Wir sind ebenso Partei und vertreten in Wahrheit auf dem Katheder Parteiinteressen, wie wir etwa den Marxisten dies zum Vorwurf machen. Es gilt hier nur Entweder—oder. Entweder es gibt auch in diesen Dingen Wissenschaft, und was die Universitäten da treiben, ist Wissenschaft, d. h. strebt wenigstens zur vollen, reinen Objektivität; dann „heraus mit eurem Flederwisch!“, zeigt sie uns vor, steht uns Rede, löst uns, wenn ihr könnt, unsere sehr ernststen Zweifel! Oder aber, ihr treibt in Wahrheit ebenso Parteiwissenschaft, wie ihr es der politischen Parteierziehung ja nicht ohne Grund vorwerft. Freilich, wer zur Wissenschaft kommt, muß dann auch imstande sein, seine eigenen mitgebrachten Anschauungen ebenso

offener Kritik auszusetzen, ja in diese Kritik auch selber mit einzutreten, wie er die gegenteiligen Anschauungen unvoreingenommen zu prüfen das Recht, ja die Pflicht hat. Wissenschaft ist einmal Forschung, also Kritik, nicht Dogmenüberlieferung. Daß man Berständigung sehr bald erreichen werde, das, nochmals gesagt, wird hierbei gar nicht vorausgesetzt. Aber grundsätzlich muß vorausgesetzt werden, daß sie an sich möglich und beiderseits mit redlichem Willen zu erstreben sei; und schon das wird einen gemeinsamen Boden schaffen, es wird etwas von Gemeinschaftsbewußtsein über alle Klüfte weg wieder erwecken und ein sinnloses Auseinanderstieben von Kräften, die doch einmal auf Zusammenarbeit angewiesen sind, mehr und mehr zur Unmöglichkeit machen. —

Ich habe so vieles berührt, und noch ist das Wort Fortbildungsschule nicht gefallen. Ich sage Ihnen offen, daß ich sie zu wenig kenne, um da ein ganz sicheres Urteil zu haben. Mein Eindruck (ich kann die Sache eben nur literarisch einigermaßen verfolgen) ist von Anfang an gewesen und durch vieles bestätigt worden, daß das in jedem Fall eine bloße Nothilfe ist, eine Hilfe, die allerdings notwendig war und ist. Den Unterricht der Fortbildungsschule inhaltlich zu bereichern und zu vertiefen, solche Zeit dafür frei zu machen, die ihn wirklich fruchtbar zu gestalten ermöglicht, d. h. nicht die müden Abendstunden, sondern, wenn es irgend sein könnte, vielmehr Frühstunden, das schien mir immer so selbstverständlich, daß es schwer fiel, zu begreifen, weshalb es nicht oder nur unter harten Kämpfen erreicht wird, wüßte man nicht, daß da die materiellen Interessen mitsprechen. Daß ferner die Einrichtung obligatorisch sein muß, wenn sie gerade auf die Schichten ihre Wirkung erstrecken soll, die sie am nötigsten brauchen, ist ebenfalls selbstverständlich. In dem allen sind ja nun namhafte Fortschritte schon erreicht oder in ziemlich guter Aussicht. Freilich würde die Freude an der obligatorischen Fortbildungsschule sehr beeinträchtigt, wenn dadurch alle die Schäden, unter denen die Volksschule leidet, nur verlängert, wenn selbst die konfessionelle Spaltung nun glücklich auch da hineingetragen werden sollte. Davor kann nicht dringend genug gewarnt werden. Doch das berührt wieder Fragen, über die ich besser gar nicht anfangen, denn da sehe ich kein Ende ab.

Bertreten habe ich schon seit lange, was zu meiner großen Freude jetzt seit kurzem mehr und mehr gefordert wird: Ersatz der Fort-

bildungsschule durch eine Volksschule für alle bis zum 18. Jahr. Aber da erhebt sich wieder, nur verstärkt, das angedeutete Bedenken. Diese Schule dürfte keinesfalls eine bloße gleichartige Fortsetzung der Volksschule, wie sie jetzt ist, sein, sondern müßte einen eigenen, sehr viel freieren Charakter tragen. Ein Grundstock gemeinbildender Fächer, daneben eine große Auswahl von Fachkursen nicht zu absolut freier Wahl, sondern nach einer Wahl, die bestimmt beschränkt wäre durch die Rücksicht auf den gewählten Beruf, so daß für jeden bestimmten Beruf bestimmte Kurse vorgeschrieben wären, ein Darüberhinausgehen allenfalls nur im Ausnahmefall dem Befähigten freistünde. Ich würde also nicht sagen: Fortbildungsschule oder Fachschule, sondern würde für richtig halten, beides in einer großen, vielseitig gegliederten Anstalt zu vereinen. Die große und schwere Vorbedingung wäre eine weitgehende Entlastung der 14—18jährigen von der Erwerbsarbeit. Eine gänzliche Erwerbslosigkeit wäre vielleicht vermeidlich. In einer Werkstatt, die zum Lernen eingerichtet ist, wird doch auch produziert, und wenigstens der geschicktere Lernende würde, sobald er die Stufe erreicht hat, wo seine Arbeit schon einen Wert darstellt, auch einen bescheidenen Entgelt dafür beanspruchen dürfen. Mir ist nicht bekannt, ob ein solcher Gedanke etwa schon praktisch erprobt ist; mir schiene, daß er augenfällige Vorteile böte, namentlich einen starken Ansporn für die Lernenden einschloße. Übrigens scheint er mir, von jeder pädagogischen Rücksicht abgesehen, der einfachen Gerechtigkeit zu entsprechen und zugleich den Kindern der besitzlosen Volksklasse die Hinausschiebung des freien Erwerbs doch in einigem Maße zu erleichtern.

Doch in dem allen bin ich nicht Sachverständiger, will also damit nur eine Frage gestellt haben. Was aber schließlich noch berührt werden muß, ist die große Frage, welche sittliche Wirkung man sich von der Fortbildungsschule oder von der gedachten Volksschule bis zum 18. Jahre versprechen dürfte.

Dem planlosen, darum so leicht auf Abwege geratenden Herumtreiben wäre ziemlich gründlich vorgebeugt; allerdings doch nicht für die ganze Zeit, denn die kann einmal nicht in Anspruch genommen werden. Überhaupt aber wäre es nicht gut, wenn die fragliche Schule doch wieder nur als Fortsetzung des leidigen Zwanges empfunden würde, durch den die Kinderschule sich selber ihre Arbeit im Grunde nur erschwert und einen sehr großen Teil des Volkes sich

zum Feinde gemacht hat. Der Rückschlag in einem unbändigen Sichloslassen wäre dann um so gefährlicher, sei es während dieser Jahre für die Freistunden, oder nachher. Man rechnet da auf den Militärdienst. Was aber dieser als sittlicher Schutz namentlich in sexueller Hinsicht leistet, ist nur zu bekannt. Sehr ernste, sachkundige Männer haben die Militärjahre als eine Schule des Trunks und der Unzucht bezeichnet. Es fehlt gerade an einem vernünftigen Übergang von der Gebundenheit des Schullebens zur gänzlichen (sittlichen) Ungebundenheit des späteren Lebens. Der Übergang fehlt ebenso zwischen der höheren Schule und der Universität. England hat auch da in den Colleges, welche unseren Oberklassen der höheren Schulen nebst den ersten Universitätssemestern entsprechen, die Möglichkeit eines mehr stetigen Überganges; dahin müssen wir streben.

Sie verstehen, daß ich gerade hier vor allem Freiheit wünsche für eigene, selbstverantwortliche Jugendverbände zu Körperübungen und Spiel, geselliger Unterhaltung und Kunstpflege, zu freier Aussprache über ethische, soziale, politische, religiöse Fragen, und ebenfalls freier gegenseitiger Anregung zu allem wissenschaftlichen Nebenstudium, zu dem noch Zeit und Kraft übrig bleibt. Der ganze Betrieb der Bildung für dieses Alter müßte auf Freiwilligkeit in weitem Umfang, jedenfalls viel weiterem als unsere bisherigen Schulen alle, berechnet sein; er müßte die reichsten Anregungen geben, auch Anleitung und Kontrolle, soweit erforderlich, aber im einzelnen wahlfrei lassen, was nur irgend wahlfrei bleiben kann. Und dessen ist wahrlich nicht wenig, namentlich in den Fächern der allgemeinen Bildung, wo es überhaupt viel weniger auf die Auswahl und Abgrenzung des Stoffs als auf intensive Vertiefung und selbständige Durcharbeitung ankommt. Besonders in allem Literarischen und Künstlerischen müßte der eigene Geschmack zu seinem vollen Rechte kommen, im Aufsatz größte Freiheit in der Wahl des Themas wie der Behandlungsweise angestrebt werden, und so durchweg; Einheit des Zusammenhangs überall, aber nicht Einerleiheit des Stoffs und vollends der Behandlung.

Das fordert freilich und vor allem Lehrer, die selbst über ihren Gegenstand in voller Freiheit verfügen und in mehr als einem Sattel gerecht sitzen. Damit allein würde sich auch ein freies Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern ergeben, wie es jetzt, gestehen wir es uns doch offen, nur ausnahmsweise vorhanden

ist. Es sollte der Lehrer namentlich auch an den freien Veranstaltungen der Mußestunden, nicht als Lehrer, als eine Art Obrigkeit, sondern als Gleichstehender unbefangen teilnehmen. Hat er durch Persönlichkeit und Sachkunde wirklich innerlich begründete Autorität, so wird sie ihm auch da nicht mangeln; hat er sie nicht, so taugt er überhaupt nicht für seinen Posten. Allgemein wird das für den Anfang jedes freieren Unterrichts die ernsteste Schwierigkeit sein, genug Lehrer zu finden, die selbst nicht nur den guten Willen haben, frei zu sein und frei zu erziehen, sondern die wirklich frei sind und darum frei und zur Freiheit erziehen können. Denn heute sind sie im allgemeinen nicht frei erzogen, können es gar nicht sein; das System erlaubt es nicht, und wenn einer frei ist und frei zu erziehen weiß (zum Glück gibt es doch solche Lehrer auch heute in großer Zahl), so dankt er es sich selbst und nicht dem System. Aber mir ist gar nicht zweifelhaft, daß wir allgemein freie Lehrer haben werden von dem Augenblick an, wo mit unserem ganzen Bildungswesen eben auch die Lehrerbildung einen freieren Charakter annehmen wird.

Indessen ich darf mich nicht weiter von einem großen Thema immer wieder zu einem neuen locken lassen, so unleugbar eines mit dem andern sachlich zusammenhängt. Es gibt hier wirklich keine Trennungen, kann keine geben. Ein Übel hängt immer am andern; aber zum Glück auch ein Segen hängt am andern. Jeder Schritt vorwärts führt zwingend andere herbei, fordert sie und bereitet sie vor. Und ein starker Reformeifer ist nachgerade überall erwacht, auch bei den Regierungen, wenn auch in recht verschiedenem Maße. Ganz besonders sollte man die Stadtregierungen mobil machen, und zu diesem Zweck die Bürgerkreise. Da hängt auch immer eins am andern. Jedenfalls das Verlangen nach besserer sozialer Erziehung ist in weiten Kreisen schon lebendig. Aber noch viel Arbeit ist notwendig, um der Trägheit und dem Schlendrian, welche schließlich, so wenig sie schuldbewußt zu sein pflegen, die schlimmsten Feinde des Menschengeschlechts sind, mehr und mehr Boden abzugewinnen. Sie aufzustacheln bedarf es hin und wieder wohl auch eines scharfen Wortes. Habe ich solche bisweilen hier gebraucht, so geschah es, dem Gedanken nach, nicht im Hinblick auf Sie, die ja alle den denkbar besten Willen haben und beweisen, sondern im Hinblick auf jenen geheimen und gefährlichsten Feind, den uns allen so wohl oder vielmehr übel bekannten — Herrn Schlendrian.

